

Weihnachten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erzählen. Von ihm weiß man unendlich viel öfters als von der Frau, daß er um großer Ziele willen — als Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit wurden sie mit Vorliebe bezeichnet — das Schwerste in die Waagschale geworfen hat. Von der Nähe gesehen, sind diese Ziele freilich meistens etwas ganz anderes, sie entsprechen vielmehr als den genannten Idealen jenem dem männlichen Typus eigenen Triebe, zu erobern, zu besitzen und wieder zu erobern. Was, wendest du ein, jene Ziele sollen nichts anderes sein, denn etwas, das dem rücksichtslosen Ausleben der vorhandenen Kräfte entspricht, aber nicht etwas, das um des Lebens selbst willen, sondern oft, sehr oft auf Kosten des Lebens, angestrebt wird? Ja, in der Tat. Denn die Eroberung setzt häufig eine Zerstörung voraus. Es ist im menschlichen Geschehen kein Zufall, daß die Kriege von den Männern gemacht werden. Gewiß gibt es auch kriegsbegeisterte Frauen, aber sie sind eine Entartungserscheinung, der Rippe des Mannes entstammend und nicht die Regel.

Gerade aus der Haltung der sozialistischen Frauen im heutigen Kriege und auch des auf sich selbst besinnenden Teiles der bürgerlichen Frauen geht hervor, daß wir unserem Vermächtnis doch nicht untreu geworden sind. Wir können es bezeichnen als Liebe zum Leben und zum Lebendigen. In ihr liegt die Quelle unserer höchsten Kraftentfaltung. Aus dieser Liebe schöpft die Frau das tiefe Erfaßten der Bedürfnisse des Lebens, sie läßt sie zu dessen Beschützerin und Förderin werden. Darum haben wir soviel Lebensfremdes, soviel Lebensfeindliches in unserer sogenannten Kultur, weil der entrechteten Frau so wenig Möglichkeit gegeben ist, die Rechte des Lebens und des Lebendigen zu vertreten.

Wohl müssen wir beifügen, ein großer Teil der heutigen Frauen ist sich ihres Vermächtnisses, das Leben zu lieben, zu schirmen und zu fördern, gar nicht bewußt. Die treugebliebenen Frauen aber können einfach nicht zusehen, wie so viel Leben um sie verkümmert, elend zugrunde gehen muß, um Lebensfremder Ziele, des Profites, der Dividende willen. Wer sind sie, diese Treugebliebenen? Wohl niemand anders als die, die am meisten leiden, weil ihre Kinder zum Darben, zum Siechtum, zur Freudlosigkeit verurteilt sind. Zu ihnen gesellt sich dann noch das kleine Trüppchen Frauen, die im fremden, hungernden Kinde das Leid des eigenen fühlen.

Die treugebliebenen Frauen müssen sich gegen den Staat, gegen das Vaterland erheben, das ihre Kinder mordet und sie zu Mördern werden läßt.

Wir wissen es, daß heute, wo so viele Männer das Banner ihrer Ueberzeugung, das Banner unseres Kampfes verließen, ein Bund treugebliebener Frauen existiert. Die Kundgebung gegen den Krieg, die er vor einem halben Jahre erlassen und unter den schwersten Umständen in den Völkermassen verbreitet hat, zeugt für ihn. (Internationale sozialistische Frauenkonferenz in Bern im Frühjahr 1915.) Die Machthaber sind auf ihrem Wege der Vernichtung über das Dokument der Frauen, wie über einen beliebigen Papierfetzen hinweggegangen. Es war aber mit Tränen und Blut geschrieben, mit den Tränen und dem Herzblut der Frauen. Und deshalb fand es den Weg in die Herzen aller, die Leben beweinen, um Leben zittern. Ueber einen Papierfetzen läßt sich hinwegschreiten. Aber so oft ihr Mächtigen wähnt, damit auch uns, Frauen, verstummen zu machen, so oft erheben wir wieder unsere Stimme, um euch daran zu erinnern: Wir werden, solange ein Herzschlag und ein Gedanke in uns leben, nie vergessen, daß ihr unser Liebstes gemordet. Wir werden uns immer und immer wieder erheben, um uns zurüsten, damit wir künftig gewappnet sind, wenn es gilt, das bedrohte Leben zu schirmen. Thea Berg.

Weihnachten.

Weihnachten? Sprich mir nur nicht von Weihnachten, von dieser größten aller Lügen der Christenheit! Jedes Jahr tut einem der Widerspruch weh zwischen dieser Verkündigung der Liebe Gottes, des Friedens auf Erden und der Grausamkeit der Menschen und ihrer Ordnung, dem Unfrieden in ihrem Zusammenleben. Und in diesem Jahr ist der Widerspruch so schreiend, daß wir wirklich nicht noch extra davon reden müssen. Darum lieber still sein von allem. Die Welt ist anders, die Menschen sind anders; Weihnachten ist ein Kindermärchen, Weihnachten ist keine Wirklichkeit.

Ich will nicht mit dir streiten, wenn du so empfindest; ich kann es gut begreifen. Laß mich dir nur sagen, was ich an Weihnachten immer noch und immer wieder als sehr wahr und wirklich empfinde, was mir übrig bleibt, wenn auch sonst alles davon zunichte zu werden scheint. Uebrig bleibt mir dies beides: eine große Winterdunkelheit und — ein Kindlein. Ist das gar so wenig? Oder ist es doch etwas Großes? Ja, groß ist jedenfalls die Dunkelheit, und wir fragen uns, ob es überhaupt möglich ist, daß es noch finsterner werde. Aber das mag wohl sein, vielleicht muß die Nacht der Not, der Lüge, des Hasses, des Sterbens noch dichter und finsterner werden — vielleicht —, aber um so mehr bleibt doch das andere Wahrheit, das Kindlein.

Das Kindlein ist nun wirklich das einzige und beste Weihnachtslicht, das ich heute sehen kann, aber es überstrahlt auch die finsternste Dunkelheit. Denn sieh, so ein Kindlein in seiner Reinheit, Unschuld und Güte, in seinem Vertrauen und sonnigen Frohsinn, ist es denn nicht gerade so wirklich, als all das andere, das dich und mich bedrückt? Ist's uns nicht so ein Beweis, daß es so etwas wie Güte, Reinheit, Vertrauen eben doch gibt? Du meinst, das gebe alles verloren, wenn das Leben erst einmal ein paar Jahre gelebt werde, und es sei viel zu schwach, um all die finsternen Mächte zu besiegen. Ich sage dir, die Quelle ist unerschöpflich! Mit jedem neuen Kindlein steigt wieder eine Summe des Lichtes auf aus dem geheimnisvollen Grunde unseres Lebens; ein jedes Kindlein möchte uns zurufen: „Es ist Wirklichkeit, das, woran das Beste in euch glaubt, es gibt eine Macht von Liebe und von Reinheit!“ Wir freilich verdunkeln dieses Licht immer wieder und viel geht verloren von der reinen Kraft des Kindes. Aber können wir denn da nicht lernen, können wir da nicht besser machen? Wollen wir nicht einmal einsehen, daß unsere Kleinen in vielem eben größer sind als wir, daß wir sie nur leiten und führen können, wenn wir uns gleichzeitig vor dem Licht beugen, das aus ihren klaren Augen noch unverdunkelt strahlt? Ihr lieben Mütter, ist denn das kein Weihnachtslicht? Wer kann uns das nehmen?

Und wenn ihr so kleingläubig sein wollt und meint, das Licht des Kindes werde doch ausgelöscht vom Leben, so frage ich euch: was ist denn auch heute noch für euer Leben die höchste Macht, die ihr anerkennt, was habt ihr am liebsten an euch selbst, was möchtet ihr am besten hüten, ist's nicht das Gleiche? Mehr als vor aller Lügenherrlichkeit, tiefer als unter den Zwang der Not beugen wir uns doch vor der Macht des Guten, gewaltiger als alle Gewalt der Erde erschüttert uns die Gewalt der Liebe. Das hat das Leben nie und nimmer in euch bezwingen können.

Und so ist das Weihnachtskindlein ein tiefes Symbol: Es erleuchtete die dunkle Winternacht, sein Stern strahlte über alle Länder. Das, was sich im Kind verkörpert: die Reinheit, die Unschuld, vor allem das liebende Vertrauen, das werden auch die Mächte sein, die unsere heutige dunkle Welt durchleuchten können. Es kann nicht Frieden und Freude geben, solange Menschen und Völker in Argwohn, Kampf und gegenseitigem Mißtrauen miteinander stehen, sei dies nun im Einzelleben, sei es in der Wirtschaft, sei es in der Politik. Das hat uns in die große Dunkelheit hineingeführt, aus der es nur eine Rettung gibt: „Es sei denn,

daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder". Das ist die Weihnachtsbotschaft, die nicht lügt.

Das Kindlein aber lag in der Krippe in Armut und Dürftigkeit. Und so ist keiner zu arm und keiner zu unbedeutend, um nicht auch eine Macht des Guten sein zu können. Ja, gerade ihr Frauen, die ihr noch immer die Entrechteten und Mißachteten seid, gerade ihr sollt und könnt der Welt das Licht bringen. Im Kindlein und in seinem Geist, der auch euch beseelt, liegt unser Weihnachten. Und das ist und bleibt Wirklichkeit.

Der Weihnachtstraum der hohen Frau.

Von Betty Scherz (St. Gallen).

Die hohe Frau hatte bei der Abendtafel der köstlichen getrüffelten Gänseleber-Pastete zu häufig zugesprochen, und trotz des kühlen, goldenen Weins, den sie in kleinen Schlückchen gekostet hatte, fühlte sie sich jetzt, da sie in ihrem seidenen Himmelbett lag, unpäplich, und konnte keinen Schlaf finden.

Wohlig Wärme webte durch das herrliche Gemach, mattes, rosiges Ampellicht ergoß seinen milden Schein über Seide und Gold, und dicke Teppiche dämpften den leisesten Schritt.

Da die hohe Frau keinen Schlaf finden konnte, so ersuchte sie die Kammerfrau, ihr eine Lektüre zu reichen. „Etwas Prikkelndes, Außergewöhnliches, wenn ich bitten darf.“

Und die getreue Dienerin reichte der Herrin das Buch einer Arbeiterfrau: „Aus meines Alltags Elend“, von dem die Beurteiler sagten, daß es „mit Herzblut geschrieben“ sei.

In diesem Buch las die hohe Frau, und dehnte sich wohlig in den weichen, seidenen Kissen. — Daß es so etwas gab, etwas so Unfaßbares, ein Leben in der Tiefe, ohne Sonne, ohne Schönheit, ohne Wärme, daß eine Frau, ja daß Tausende von Frauen so leben konnten, ungepflegt, häßlich, hungrig, in ekle Wohnlöcher und dumpfige Werkstätten gepfercht — Unfaßbar. — Ein Gefühl des Widerwillens stieg in der hohen Frau auf. — Und daß so etwas beschrieben wurde. — Unfaßbar. — Die hohe Frau gähnte. — Das Buch entglitt den schlanken Händen. — Die Dienerin hob es lautlos auf. — Süße, wunderbare Stille. Auf der Marmorconsole tickte leise die goldene Rokofouhr. —

Ein eisiger Hauch strich jäh über der Schlafenden Antlitz. — Sie fuhr empor. — Wo war sie?? Entsetzen lähmte ihre Glieder und Stimme. — Wie kam sie in dies gräßliche Haus? Sie lag in einer kahlen, getünchten, häßlichen Kammer in einem wurmfstichigen Bett. Das Stroh der Matratze, über die ein grobes Linnen unordentlich gebreitet war, raschelte rau. Das karierte Bettzeug war häßlich, verwaschen und notdürftig geflickt, wie die paar elenden Wäschefetzen, die zum Trocknen an der quergespannten Kordel über dem rostigen, rissigen Herd hingen. Durch die zerbrochene, halbblinde Scheibe des Kammerfensters blies ein kalter, trüber, regnerisch-grauer Wintermorgen. Eisig kalt war's in dem unwohnlichen Raum. —

„Na, wird's heute halb mit dem Aufstehen?“ höhnte eine Stimme. Da saß, zusammengekauert, eine alte Frau in grauen Lumpen vor dem erloschenen Herd.

„Wer sind Sie?“ keuchte die hohe Frau. Ihre Zähne schlugen vor Entsetzen.

„Ich? Eure Hausfreundin, die Not. Mich solltet ihr doch nachgerade kennen.“

„Wo ist mein Gemahl? Ist er nicht von der Jagd heimgekehrt?“

„Jagd? In der Fabrik ist er. Muß doch schon vor Tagesgrauen fort, daß ihr was zu essen habt.“

„Und meine Kinder? Karoline Mathilde? Und Franziskus Sirtus?“

„Die sind Brötchen austragen. Um fünf Uhr früh sind sie fort, als es noch stockfinster war, damit sie um sieben in der Schule sind.“

„Ohne Begleitung sind sie fort? Und ohne Frühstück?“

„Begleitung? Die haben ihren Hunger und ihr Elend immer bei sich und ihre Schulranzen und die Lumpen auch. Und Frühstück? Ungezählte Kinder der Armen müssen täglich die Qualen des Hungers erleiden. Warum soll's deinen Bälgen besser gehen? Doch jetzt aufgestanden, Holz gehackt, Feuer gemacht!“

Und die hohe Frau stand auf, zog die Lumpenkleider an, die vor ihrem Bett auf dem zerbrochenen Stuhl lagen und schüttelte sich vor Ekel. Sie räumte den ruhigen Herd aus, holte die Schlacken aus dem eisernen Koft mit Händen, die einst weiß und rosig, gepflegt und beringt, und jetzt rau und rissig, steif und blutrot waren und häßliche, schmutzige und abgebrochene Nägel hatten. Sie zerhug einen splittrigen Kisten-Deckel aus Brennholz und schlich sich dann frierend in den Lagerhof des reichen Kohlenhändlers, um einige Brocken Kohlen aufzuraffen. . . .

Da ertönte ein donnerähnliches Krachen, das die Luft zerriß. War die Fabrik, in der ihr Mann arbeitete, in die Luft geprenzt? Ihre Zähne schlugen vor Entsetzen zusammen. . . .

„Hohheit haben sich erschreckt? Es sind die Böllerschüsse zu dem Geburtstag und zugleich zum heiligen Weihnachtsfest, wozu ich Hohheit meine ehrfurchtsvollsten Wünsche zu entbieten wage,“ tönte die Stimme der Kammerfrau an ihr Ohr. Diese zog die seidenen Vorhänge zurück und eine Fülle hellen Morgenlichts durchflutete das wohlig-warme, köstliche Gemach.

Noch erzitterte das Empfinden der hohen Frau im Banne des entsetzlichen Traumes. „Wo ist mein Gemahl?“

„Hohheit schlummern noch. Hohheit sind gestern spät von der Jagd zurückgekehrt.“

„Wo sind meine Kinder?“

„Prinzessin Karoline Mathilde und Prinz Franziskus Sirtus werden gerufen, Eure Hohheit nach dem „Leber“ zu begrüßen.“

Nach und nach kamen sie alle: die Manicure, die Kammerfrauen, die Badedienerinnen, der Friseur und zuletzt noch der hohe Gemahl. Auch die hochgeborenen Kinder erschienen in Begleitung ihrer Bonnen, rosig, wohlgepflegt und lächelnd. Sie hatten köstlich duftende Schokolade getrunken und feinten, wunderfüßen Kuchen dazu gespeist, und trugen Rosenbüschel in den Händen, die sie der hohen Mutter als Angebinde überreichten. In den Rosen blinkten statt der Taupropfen edle, schimmernde Diamanten.

Draußen wirbelten die Schneeflocken herab. Arme Leute, in dünne Lumpen gehüllt und mit blaugefrorenen Gesichtern hasteten durch den eisigen Wintertag, und hungrige Schulkinder schlichen schweigend an den starren Häuserreihen entlang, ihrem elenden, trostlosen Elternheim zu. . . .

Der Erlöser.

Lange Nächte, dunkle Tage,
Wald und Wege tief verschneit;
Süßes Märchen, holde Sage,
Tannenduft'ge Weihnachtszeit.

Fromme Sehnsucht, zart Geheimnis,
Stern der Weisen, heil'ge Nacht,
Zur Erlösung aus Bedrängnis
Ward ein Kind der Welt gebracht.

Keine Herrin ward erforen
Zu dem Muttergottesruhm;
Eine niedre Magd geboren
Hat das neue Menschentum.

Nicht in hoher Tempelhalle
Und in keinem Königschloß;
Nein! Im dunkeln, niedern Stalle
Lag der Heiland nackt und bloß.

Nicht den Reichen in Palästen,
Doch den Hirten auf dem Feld;
Nicht an Cäsars Siegesfesten
Ward der Friedensgruß bestellt.

Schöne Sage! Laut verkünden
Laß mich deiner Wahrheit Kern:
Nur das Volk allein entzünden
Kann des Heilands gold'nen Stern.

Nur die Schwachen und die Armen
Zu empfangen sind bereit
Frohe Botschaft vom Erbarmen,
Von der Liebe Herrlichkeit.

Nur des Volkes Wünsche fliegen
Sehnend nach dem Friedensport,
Nur des Volkes Banner siegen
Ueber Raub und Krieg und Mord.

Nur in Kindern, reinen, schwachen,
Schläft der Zukunft starker Held —
Mütter, sorg für sein Erwachen
Zum Erlöser sünd'ger Welt.

Robert Seidel.